

FRANZISKA
SCHÖNENBERGER

TAUSCHE
DIRNDL
GEGEN

SARI

ATLANTIK

Wie ich in Indien
die Liebe fand
und beinahe von
einem Elefanten
adoptiert wurde



FRANZISKA
SCHÖNENBERGER

TAUSCHE DIRNDL GEGEN

SARI

ATLANTIK

Wie ich in Indien
die Liebe fand
und beinahe von
einem Elefanten
adoptiert wurde



A

Franziska Schönenberger | mit Stefanie Ramb

Tausche Dirndl gegen Sari

**Wie ich in Indien die Liebe fand und beinahe
von einem Elefanten adoptiert wurde**

Illustriert von Jayakrishnan Subramanian

Atlantik

Für Appa und für Oma



Prolog

Bauchiger Gott, du bist meine Mutter und mein Vater

*Du bist der Held,
wenn du deine Güte zeigst,
werde ich auch zum Held.
Du zeigst dich in Form der Bäume,
du bist überall.*

*Bring mich mit meiner Freundin zusammen, Ganesha.
Bauchiger Gott, du bist meine Mutter und mein Vater.*

Die wachen, freundlichen Augen erzählen von seinem Sinn für Humor, der Liebe zu Scherzen. Er ist nachsichtig, geduldig und gnädig. Und er lacht gerne. Mit seinen großen Ohren kann er die Gebete aller Gläubigen wahrnehmen und ihnen zuhören. Unter seinem Rüssel wölbt sich ein großer rosafarbener Bauch. Dieser Elefant liebt gutes Essen und nascht gerne. In Indien findet sich fast an jeder Straßenecke ein Schrein, in dem sein Abbild verehrt wird.

Ganesha ist der Gott der Weisheit und des neuen Anfangs. Der Herr der Hindernisse, der alles überwindet und jedem helfen kann. Viele Inder beginnen den Tag mit einem Gebet, einem Mantra für den Elefantengott, und zu

Beginn jedes hinduistischen Rituals wird die gemütliche rosafarbene Gottheit mit dem gütigen Lächeln angerufen. Als ich das erste Mal in Indien war, habe auch ich eines dieser Gebete gelernt. Es begleitet mich bis heute. Oft beginne ich, es unbewusst zu summen oder vor einem wichtigen Moment vor mich hinzusprechen: »Om, Gam, Ganapataye Namaha, Om, Gam, Ganapataye Namaha ...« - Ehrerbietung dem Herr der Scharen, dem Ewigen und Unendlichen.

Das Gute ist, dass man Ganesha in jeder Situation anrufen kann. Sogar vor meiner Aufnahmeprüfung an der Filmhochschule wiederholte ich unablässig dieses Mantra, um etwas ruhiger zu werden, bis sich schließlich die Türe zum Prüfungszimmer öffnete. Und ich aufgenommen wurde. Seither begegnet das Mantra mir immer wieder.

Bei meinem ersten Besuch im Haus der Eltern meines indischen Freundes Jayakrishnan steckte Appa, sein Vater, ein kleines Gerät, das aussah wie eine Mini-Jukebox früh am Morgen in eine Steckdose. Auf dem weißen Kasten mit dem Aufkleber *Mantrasinger - four in one* waren Zeichnungen unterschiedlicher Gottheiten abgebildet. Appa drückte den Knopf unter dem Bildnis von Ganesha: »Om, Gam, Ganapataye Namaha, Om, Gam, Ganapataye Namaha ...«, quäkte es blechern aus den kleinen Lautsprechern.

*

Ganesha hilft immer dann, wenn etwas schwierig oder neu ist. Oft findet man am Anfang von indischen Notizbüchern ein kleines Bild von Ganesha, der dem Schreiber gewogen sein soll, damit der sein Werk zu Ende bringt.

Ich bitte den dicken Elefanten, dass er mir hilft, dieses Buch zu verfassen. Ich brauche seine Unterstützung, ebenso wie die von Vyasa, dem mythischen Verfasser des Epos der Mahabharata. Darin wird vom Einsiedler Vyasa erzählt, der auf der Suche nach einem guten Schreiber war, der ihm helfen sollte, das Epos in zwei Nächten aufs Papier zu bringen. Keinem wollte es gelingen, doch dann bat er den Elefantengott, ihm bei dieser unlösbaren Aufgabe zur Seite zu stehen. Dieser stimmte unter der Bedingung zu, dass Vyasa ihm die gesamte Geschichte ohne Pause diktiere, was dieser dann auch tat.

So wie das Mahabharata ein Epos der tausend Geschichten ist, die alle ineinander verschachtelt, verbunden oder auch nicht verbunden sind, ist Indien ein Land der tausend Geschichten, ein Land mit tausend Gesichtern und tausend Wahrheiten.

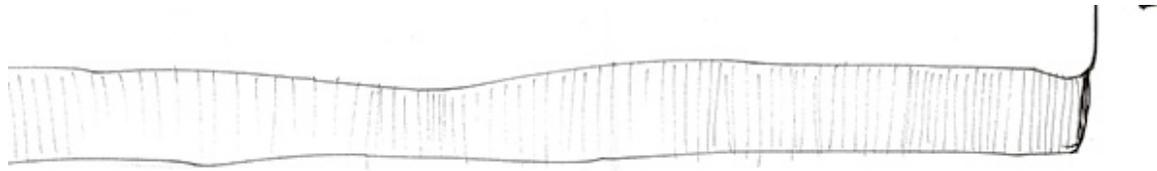
Dieses Buch kann natürlich ein so facettenreiches Land nicht vollständig und repräsentativ erfassen. Es ist an erster Stelle die Geschichte von Jayakrishnan und mir, unser Blick auf unsere Umgebung und unsere Beziehung.

Jedes Kapitel beginnt mit einem Zitat aus einem tamilischen Song, der jeweils auf die eine oder andere Weise mit unserem Leben und unserer Liebe zu tun hat.

Ich schildere meine Erlebnisse und Erfahrungen - nicht mehr, aber auch nicht weniger. Es ist eine Geschichte über Familie. Unsere Geschichte, so wie wir sie erlebt haben und uns an sie erinnern.

Zu Beginn möchte ich Ganesha um seinen Segen und seine Hilfe bitten. Ich hoffe, dass er auch mir alle Hindernisse aus dem Weg räumen wird.





1

Honigspendende Blume aus Deutschland

*Honigspendende Blume aus Deutschland,
goldene Statue eines Tamilen,
Engel der Liebe.*

»Bald können wir dich adoptieren«, meinte er, wenn ich mal wieder vor der Haustür stand. Und sein Lächeln wurde noch breiter. Bei jedem meiner Besuche stand der Vater meiner Schulfreundin mit diesem Gesichtsausdruck, den ich so mochte, im Türrahmen. Wenn Selinas Papa lachte, lachte sein ganzes Gesicht, nein, sein ganzer Körper. Ich konnte in seinen Augen die schelmische Freude des kleinen Jungen aus dem Punjab sehen. In solchen Momenten stellte ich mir immer vor, wie er barfuß über staubige Feldwege an endlosen Kornfeldern mit dicken Ähren entlangrannte, mit demselben Grinsen, das jetzt, Jahrzehnte später, immer noch so charakteristisch für ihn war.

»Komm rein, sie ist oben! Du weißt ja, wo du hinmusst.«

Während meiner Teenagerjahre waren diese Besuche bei Selina meine Zuflucht und Selinas Vater mein liebenswerter, geduldiger Türhüter. Wie er hinter mir im Eingang stand und mit aller Zeit der Welt wartete, bis ich meine Schuhe ausgezogen hatte. Und wie er mir nachschaute, bis ich die Treppe zum Zimmer meiner Freundin hinaufgestiegen war. Wenn ich heute an ihn denke, finde ich, dass er viel mit dem gemütlichen indischen Elefantengott gemeinsam hat. Er öffnete zu jeder Tages- und Nachtzeit mit demselben unendlichen Gleichmut die Tür. Sein runder Bauch wölbte sich unter seinem Hemd, und sein wunderbarer Sinn für Humor stand dem Ganeshas in nichts nach.

In der Familie meiner besten Freundin war immer alles so schön harmonisch. Bei mir zu Hause gab es damals ständig Streit. Zumindest kam mir das so vor. Deswegen verbrachte ich die Nachmittage oft und gern bei meiner besten Freundin. Selinas Papa ist Inder, die Mama Deutsche. Um dem Konflikt mit meinen Eltern aus dem Weg zu gehen, blieb ich immer bei ihnen, bis der letzte Bus kam. Viele Nachmittage zwängte ich mich mit ihrer Familie aufs Sofa, und wir guckten stundenlang Bollywood-Filme. Obwohl ich nichts von dem verstand, was in der flimmernd bunten Welt gesagt oder gesungen wurde, war ich vollkommen hingerissen von diesen Phantasiereichen. Die Frauen in den Filmen sahen immer so frisch und gepflegt aus. Und sie wurden von starken, gutaussehenden Männern beschützt, umsorgt und gegen jedes nahende

Unglück verteidigt. Am Ende stand stets die ewige, tiefe, unumstößliche Liebe.

Zu Hause prallte ich dann auf das echte Leben: Meine Mutter und ich schafften es nicht einmal, uns friedlich im selben Raum aufzuhalten. Es gab immer einen Anlass, sich zu streiten. Für mich wurde die Traumwelt aus den Filmen zu einem Sehnsuchtsort. Und ich wünschte mir nichts mehr, als irgendwann einmal mit Selina in das Land ihres Vaters zu reisen.

Neidisch hing ich nach den Sommerferien an ihren Lippen. Sie erzählte von mehrere Tage dauernden Hochzeitsfeiern mit mehr als tausend Gästen, goldenen Tempeln und einem Altersheim für Kühe. Stundenlang konnte ich den Geschichten und Anekdoten über die Großfamilie mit unzähligen Cousins und Cousinen zuhören. Aber am meisten faszinierte mich die Liebesgeschichte ihrer Eltern. Wenn ihre Mutter davon sprach, wie sie zum ersten Mal mit Selinas Vater in das kleine Dorf in Nordindien gefahren und dort von der gesamten Familie mit offenen Armen empfangen worden war, berührte mich das tief. Die meisten anderen Deutschen schienen ein anderes Bild von Indien zu haben, was Selina extrem auf die Nerven ging. Viele waren erstaunt zu hören, dass ihre Verwandten überhaupt schon einen Kühlschrank besaßen, und fragten, wo ihre Familie denn ihre Notdurft verrichten würde. Man wüsste doch wohl aus den Medien, dass in Indien auf eine Toilette tausend Einwohner kämen!

»Das ist so typisch!«, sagte Selina immer. »Die meisten Leute kennen Indien nur aus Bollywood-Filmen oder gehen davon aus, dass an jeder Straßenecke Kinder verhungern, oder sind völlig überzeugt, dass man nur dort die innere Erleuchtung finden kann! Das nervt total!«

Leider wurde nichts aus unseren gemeinsamen Reiseplänen, und nach dem Abitur verloren Selina und ich uns aus den Augen. Meine Indienträume steckte ich in eine Gedankenschublade irgendwo ganz hinten, auf der stand: *Das kann ich später immer noch machen*. Erst einmal wollte ich von zu Hause ausziehen, studieren, auf eigenen Beinen stehen. Und dann war da noch meine Reisephobie, die meine Familie seit meiner Kindheit beschäftigte. Wenn es darum ging, nicht zu Hause zu schlafen, bekam ich Panik. Das ging so weit, dass meine Eltern mich bei Freundinnen, bei denen ich übernachten sollte, mitten in der Nacht abholen mussten. Auch als ich älter wurde, konnte ich mir nicht vorstellen, woanders als in meinem eigenen Bett zu schlafen. Gerade auf Reisen ist das eine unpraktische Eigenart. Meine Fremde-Betten-Phobie war ein grundlegendes Hindernis für die Verwirklichung meines Traums, nach Indien zu reisen. Auch zusammen mit Selina hätte ich wohl nicht den Mut aufgebracht.

Aber die Faszination blieb. Immer wieder fiel mir beim Stöbern im Antiquariat neben meiner Fakultät dieser Bildband mit Fotografien aus Indien in die Finger, der jede Woche nach der Vorlesung auf mich zu warten schien. Bilder von ins Morgenlicht getauchten Kuppeln eines

Maharaja-Palastes in Rajasthan oder das geschäftige farbenfrohe Gewimmel eines Marktes in Mumbai ließen mich in meiner Phantasie in die Ferne reisen. Immer wieder blieb ich beim Fernsehen bei Berichten oder Filmen über Indien hängen. Ich wollte die Geschichten, die ich nur aus Bildern kannte, nur zu gerne selbst erleben. Aber diese Vorstellung wurde nie konkret und blieb von meiner seltsamen Angst überdeckt. Immer, wenn es mir schlecht ging, legte ich eine DVD ein und tauchte in die romantische Welt der indischen Traumfabrik ein.

*

Neben dem Studium arbeitete ich als Journalistin und interviewte für einen Artikel Nisha, eine Filmemacherin aus Mumbai. In Deutschland, wohlgemerkt. Wir verstanden uns so gut, dass ich ihr von meinem Traum, irgendwann einmal Indien zu besuchen, erzählte.

»Komm doch einfach vorbei!«, gab sie mir zum Abschied mit.

Diese Begegnung blieb mir noch lange im Gedächtnis, und ihre Einladung kam mir vor wie ein Zeichen – die Aufforderung, den lange so abstrakt gebliebenen Wunsch nun endlich in die Tat umzusetzen. Die Semesterferien kamen immer näher.

»Ich fahre überall mit dir hin, wenn ich bloß nicht wieder nach Italien muss«, kommentierte mein damaliger Freund meinen Vorschlag, nach Indien zu fahren.

Meine Mutter war über meinen plötzlichen Mut doch ziemlich verwundert. Als sie mir versprach, den Rückflug zu bezahlen, wenn ich es dort nicht mehr aushalten sollte, gab es keinen Grund mehr, nicht endlich aufzubrechen.

Kurz vor dem Einsteigen ins Flugzeug aber waren meine großen Vorsätze auf ein kleines Häuflein zusammengeschrumpft, und die alte Angst machte sich breit.

Man kann sich nicht auf Indien vorbereiten. Es ist ein Land des Unerwarteten. Vor allem für jemanden, der Indien zum ersten Mal besucht, kann es herausfordernd sein. Die Konfrontation mit der Armut und mit indischer Bürokratie kann Kraft kosten, und das einfachste Anliegen kann zu einer komplizierten Odyssee werden. Zum Indienerlebnis gehört, dass die Nerven ab und zu blank liegen. – Diese Worte aus dem Reiseführer drehten sich jetzt in meinem Kopf. Völlig panisch stellte ich mir vor, dass dort die Scheiße in den Straßen stünde und dass ich – sobald ich das Flugzeug verlassen hätte – vergewaltigt im Rinnstein liegen würde. Ich war noch nicht bereit und blieb wie angewurzelt direkt vor dem Abfluggate einfach stehen. Als mein damaliger Freund mir schließlich mit sofortiger Trennung drohte, wenn ich mich weigerte mitzukommen, stieg ich schließlich doch ins Flugzeug.

Den achtstündigen Flug verbrachte ich im Schlaftablettennebel, erst das unsanfte Aufsetzen der Maschine machte mich mit einem Schlag wach. Als die Stewardess uns nach der Landung mit einem freundlichen

Lächeln die Tür öffnete und »Welcome to Mumbai« sagte, war ich ziemlich angespannt. Durch die geöffnete Flugzeugtür wehte mir das *Incredible India*, wie das Tourismusministerium auf allen Broschüren schreibt, entgegen. Natürlich erwartete mich nicht der Duft von Curry und anderen orientalischen Gewürzen. Stattdessen drängte sich der penetrante Geruch von zu lange getragenen Hemden, nassen Hunden, Mopedabgasen und ranziger Milch in den klimatisierten Flieger. Und dann rülpste mir auch noch der Angestellte vom Bodenpersonal direkt ins Gesicht.

»Das ist ja eine freundliche Begrüßung«, murmelte ich meinem Freund zu, der mit einer »Du wolltest es ja nicht anders«-Miene antwortete.

Der Flughafen war ein einziges Durcheinander. Er war eng, hatte sehr niedrige Decken, an denen an dünnen Kabeln Neonröhren baumelten. Er befand sich zu dieser Zeit noch im Umbau. Heute empfängt den Reisenden eine auf Hochglanz polierte Landschaft aus Edelstahl und Glas; aber bei meiner ersten Ankunft herrschte überall Chaos. Auf Wadenhöhe streiften mich Taschen und Kinder, Ellenbogen stachen mich in die Rippen, und auf Augenhöhe sah ich nichts als schreiende Münder und glänzende Gesichter. An der Passkontrolle schubsten und drängelten alle. So viele Koffer wie an dieser Gepäckausgabe hatte ich noch nie zuvor ans Schienbein bekommen.

»Lass uns gehen!«, schrie ich meinem Freund zu, während ich mich mit Koffer und Rucksack zum Ausgang

durchboxte. Vor dem Flughafen kämpften Autos, Motorrikschas und Mopeds um die wenigen Parkplätze in der ersten Reihe, Menschen mit riesigen Gepäckstücken riefen sich unverständliche Dinge zu, und von allen Seiten hupte, dröhnte und schrie es. Ich war von dem Lärm und Gewusel völlig erschlagen, mein Kopf fühlte sich an, als ob er gleich platzen würde, und meine Ohren sausten. Zum allgegenwärtigen Lärm kam eine mir ungewohnte, feuchte Hitze, die ich innerhalb weniger Sekunden überall spürte. Ich war von einem Moment auf den anderen so durchgeschwitzt, dass ich das Gefühl hatte, in meiner eigenen Kleidung zu schwimmen.

Der Beginn meiner ersten Indienreise war also der Kulturschock, wie ihn viele Reisende erleben. Zunächst war ich mir sicher, dass ich es hier nicht einen Tag lang aushalten und ich meine Ferien im klimatisierten Hotel verstreichen lassen würde. Doch als ich mich etwas später zusammen mit meinem Freund, unserem Gepäck und einem Fahrer ohne Zähne, aber mit hennarot gefärbten Haaren in einem kleinen schwarzgelben Mumbai-Taxi wiederfand, war es schon ein bisschen weniger schlimm. Hinter dem Fenster zogen die Stadt und ihre Menschen an mir vorbei, und ich begann, mich ein bisschen zu entspannen.

Am Abend ließ ich mich sogar überreden, noch einmal auf die Straße zu gehen, denn es war gerade Ganesha Chaturthi. In Bombay werde dieses Fest besonders prächtig gefeiert, erklärte uns Nisha, die Filmemacherin, im Aufzug

nach unten. Mein Freund und ich waren bei ihr im Gästezimmer untergekommen. Sie lebte in einer kleinen Wohnung in einem der typischen Wohnblocks in den Vororten der Megacity. Die meist über zwanzig Stockwerke hohen Gebäude reihen sich dicht an dicht nebeneinander, der pastellfarbene Anstrich ihrer Fassaden scheint oft schon bei Neubauten altertümlich verblasst, und die Fenster und winzigen Balkone sind mit Gittern und stacheligen Barrieren vor Tauben geschützt.

Bei diesem landesweiten Fest zu Ehren des Gottes Ganesha werden riesige Elefantenfiguren aus Pappmaché von einer großen Mensentraube zum Meer getragen und dort den Wellen übergeben. Das soll Glück bringen. Bei mir funktionierte das wohl ganz gut, denn ich bin nicht wieder in Panik ausgebrochen. Ich fand irgendwie Gefallen daran, Teil der Mantren singenden oder eher schreienden Masse zu sein, die sich durch die Straßen schob. Von überall her strömten die Menschen, und aus Hunderten knacksender Lautsprecher schepperten Musik und immer wieder die Rufe zu Ehren Ganeshas: *Om, Gam, Ganapataye Namaha, Om, Gam, Ganapataye Namaha ...*

Wir beobachteten vom Straßenrand aus die unaufhörlich in Richtung Strand wogende Masse aus Menschenleibern, die buntbemalte Elefantenstatuen auf den Schultern oder kleine Götterabbilder in den Armen hatte. Mütter hielten ihre Kinder fest an der Hand, junge Männer beugten sich unter der Last der meterhohen Figuren und strahlten dennoch verschwitzt, aber glücklich über das ganze

Gesicht. Dicht hinter ihnen kam eine Schar Mädchen in buntbestickten Saris, die immer wieder einen Blick auf die Jungen wagten, um sich dann mit einer Mischung aus Scham und Neugier glucksend die Hand vor das Gesicht zu pressen. Ein alter Teeverkäufer, der von seinem Handkarren aus neben uns das Treiben betrachtete, steckte sich eine Bidi an, eine dünne, aus einem braunen Tabakblatt gerollte und stark parfümierte Zigarette, deren Rauch mich umhüllte. Mein Blick schweifte umher und blieb immer wieder an einem der vorbeiziehenden Menschen haften, der dann nur wenige Momente später wieder Teil der Masse wurde. Ich sammelte diese Augenblicke wie wertvolle Schätze. Ohne dass ich es gleich bemerkte, ging eine alte dünne Frau direkt auf mich zu. Sie trug einen zerschissenen hellblauen Sari, und ihr Gesicht war von einem Netz tiefer Falten durchzogen, das es unmöglich machte, ihr Alter zu schätzen. Sie stand vor mir, ihre kleine zarte Hand umschloss meine und nahm mich mit in die Menge. Dabei strich sie über mein Gesicht und murmelte Worte, die ich nicht verstand. So schnell, wie sie gekommen war, war sie wieder verschwunden. Und ich stand mit ein paar Keksen da, die mir ihre kleine Hand geschenkt hatte, und war verzaubert.

Dieser erste Kontakt steht für alles, was Indien seither für mich ausmacht. Das Unerwartete, die Überraschung und ein Zauber, der sich auf einmal in der Begegnung mit Menschen zeigt. Dieses Land berührt einen tief, und keiner kann sich dem entziehen. Weshalb es polarisiert: Man hasst

Indien, oder man liebt es. Dazwischen gibt es nichts. Und auch meine Eindrücke sind extrem. Zum Beispiel steht das größte private Wohnhaus der Welt in Mumbai. Es gehört dem Milliardär Mukesh Ambani, dem mit seiner Familie eine Wohnfläche von ungefähr 37000 Quadratmetern zur Verfügung steht. Und daneben habe ich Menschen gesehen, die auf dem Bürgersteig leben. Indien lässt niemanden unberührt. Entweder fährt man ein einziges Mal in seinem Leben hin, oder man kommt immer wieder. So wie ich.

*

Gut zwei Jahre nach dieser ersten Reise sitze ich mit meinem Laptop auf der Matratze am Boden. Es ist ein grauer, verregener Septembertag, und ich bade in Melancholie. Mein damaliger Freund und Reisegefährte ist mittlerweile mein Exfreund, wir leben aber noch als WG in der gemeinsamen Wohnung. Mein Bett ist kein Bett mehr, sondern besteht aus zwei gestapelten Matratzen auf dem Fußboden. Wir haben uns getrennt, und fast zeitgleich habe ich die Zusage für das Studium an der Münchner Filmhochschule bekommen. Hochs und Tiefs halten sich in meinem Leben also gerade die Waage.

»Selten ein Schaden, wo nicht ein Nutzen ist«, sagt meine Oma immer. Und ich versuche mich deshalb davon zu überzeugen, dass ich mich nach der Trennung sicher viel besser auf mein Studium konzentrieren kann.

Mein Exfreund und ich gehen die veränderte Lebenssituation pragmatisch an. Wohnraum in München ist teuer, und weder er noch ich hat Aussicht auf ein neues Dach über dem Kopf. Den offenen Türdurchgang zwischen meinem Raum, dem ehemaligen Wohnzimmer, und seinem, unserem ehemaligen Schlafzimmer, haben wir mit Styroporplatten verschlossen. Wenn mein Blick hin und wieder auf dieses provisorisch verstopfte Loch in meinem Leben fällt, tut es schon ein bisschen weh. Ich spüre wieder das seltsam klamme Gefühl, diese trüben Gedanken, die bestens zu einem grauen Nachmittag wie dem heutigen, passen. Um den kleinen Anflug von Traurigkeit gar nicht erst stärker werden zu lassen, koche ich mir etwas von dem Tee, den ich aus Indien mitgebracht habe und den ich gewissenhaft rationiere. Als mich die süßliche Wärme von innen erfüllt, geht es mir gleich etwas besser. Ich bin fest entschlossen, an einer Filmidee zu arbeiten. Seit meinem ersten Besuch in Indien telefoniere ich regelmäßig mit Nisha. Inzwischen ist sie eine gute Freundin, ja sogar eine Art Mentorin geworden. Da die Vorstellung von meinem Film noch vage ist und ich noch nicht wirklich sicher bin, wonach ich genau suche, schlägt sie mir bei einem unserer Telefonate vor, mich in Indien nach Gleichgesinnten umzusehen. Deswegen stöbere ich auf der Suche nach Inspiration auf Webseiten und Blogs von indischen Film- und Kunsthochschulen. Schon eine ganze Liste unaussprechlicher Namen steht in meinem Notizbuch, als ich über die Homepage einer Hochschule auf das Blog

eines Designstudenten stoße. Sein Name ist eine unglaublich lange Buchstabenreihung: Ja-ya-krish-nan Su-bra-man-ian. Das Blog besteht ausschließlich aus Zeichnungen und Bildern, die mich immer mehr in ihren Bann ziehen. Es sind feinlinige Skizzen in Schwarz-Weiß, wilde Collagen aus unterschiedlichsten Fotografien und Zeitungsausschnitten, Acrylgemälde in kräftigen Farben, aber auch zarte Aquarell-Illustrationen, auf denen teilweise abstrakte Figuren, teilweise phantasievolle Landschaften zu sehen sind. Am Anfang steht ein Satz:

Diese Bilder sind etwas, das ich nicht mehr bei mir behalten kann, sondern etwas, das ich loswerden wollte. Ich möchte den Punkt erreichen, an dem ich völlig leer bin und keine Bilder mehr in meinem Kopf sind.

Wer ist dieser Jayakrishnan wohl? Diese Frage lässt mich nicht mehr los, ebenso wenig wie die Bilder, die in meinem Gedächtnis geblieben sind. Und so hinterlasse ich einen Kommentar auf Englisch unter dem letzten Post:

Hallo Jayakrishnan, Deine Arbeiten gefallen mir sehr. Ich bin Studentin an der Filmhochschule in München und recherchiere für einen Film über junge indische Künstler und Designer. Ich würde mich freuen, wenn Du mir antworten würdest. Liebe Grüße, Franziska

Nur wenige Minuten später macht es Bling, und eine neue E-Mail wartet im Posteingang auf mich:

Hi Franziska, ich freue mich, dass Dir meine Arbeiten gefallen. Ich beende gerade mein Studium am National Institute of Design als Grafikdesigner. Gibt es eine

Möglichkeit, Deine Filme zu sehen? Ich interessiere mich sehr für Film. Liebe Grüße, Jay

*

Dieser Mail folgen in den nächsten Wochen Hunderte weitere - und aus einer Internetbekanntschaft wird schnell so etwas wie Freundschaft. Schon nach wenigen Tagen teilt dieser Mensch am anderen Ende der Welt sehr persönliche Dinge mit mir. Und ich ganz selbstverständlich auch mit ihm. In meinem echten, nicht-virtuellen Leben muss ich mich an der Filmhochschule mit Kurvendiskussionen zur Berechnung von Lichtempfindlichkeit von Filmmaterial auseinandersetzen. Das frustriert mich. So habe ich mir in meinem Traum das Filmmachen wirklich nicht vorgestellt! Nach sechs Wochen Technikseminar und einer nicht bestandenen Prüfung liegen meine Nerven blank, ich möchte das Studium am liebsten wieder hinwerfen. Der einzige Lichtblick ist in dieser Zeit meine E-Mail-Korrespondenz mit Jayakrishnan.

Jeden Morgen schalte ich als Erstes den Computer ein, das Bling der eintreffenden Nachrichten erweckt in mir ein Gefühl fast kindlicher Freude. Inzwischen habe ich Jayakrishnan auch auf einem Foto gesehen. Darauf schaut mich jemand mit dunklen, nachdenklichen Augen hinter großen Brillengläsern an, das Gesicht umrahmt von schwarzen Locken. Dazu passt, was er in seinen Mails von sich wissen lässt: Werner Herzog, Rainer Werner

Fassbinder und Lars von Trier finde er toll. Ich stehe diesen Filmemachern eher zwiegespalten gegenüber. Es ist mir oft zu anstrengend, mich mit ihren mir verkopft scheinenden Werken auseinanderzusetzen. Vor allem seit ich in täglichem Kontakt mit Indien stehe, bin ich wieder im Bollywood-Fieber, und ich schreibe ihm von meinen Lieblingsregisseuren. Aamir Khan mag ich zum Beispiel sehr – nicht den Boxer, sondern den großartigen Hindi-Schauspieler –, was wiederum Jayakrishnan nicht gerade mit überschwänglicher Begeisterung kommentiert. Wir scheinen nicht so ganz den gleichen Filmgeschmack zu haben. Aber man muss ja auch nicht in allen Dingen einer Meinung sein.

Fest steht: Wir haben dieselben Interessen, Film ist eins davon. Auch sonst haben wir nach kurzer Zeit eine Vertrautheit entwickelt, die ich mir nicht wirklich erklären kann. Seine E-Mails sind Teil meines Tages geworden, und ich bin sogar ein bisschen traurig, wenn er einmal nicht gleich antwortet. Eine Frage, die ich ihm lange nicht stelle, ist die nach einer Freundin. Ich will mir nicht so schnell eingestehen, dass mir seine täglichen Nachrichten immer wichtiger geworden sind. Doch dann wird meine Neugier zu groß, und ich beschließe, ihm von meinem Exfreund, unserer gemeinsamen Wohnung und der merkwürdigen Situation, in der ich momentan lebe, zu erzählen. Seine Antwort ist kurz und klar:

Liebe Franziska, ja, ich kenne dieses Gefühl. Mein Leben hängt auch in der Schwebe, in einem Zwischenraum, in

dem es kein Zurück zum Alten mehr gibt, aber auch nichts Neues beginnt. Meine Freundin hat mich vor drei Monaten verlassen. Ihre Begründung: Ich wäre ein Versager, der nichts zustande bringt. Mein Blog ist mein Gegenbeweis. Liebe Grüße, Jay

*

Am 19. Oktober hat er Geburtstag. Das Datum hat er einmal in einem Nebensatz erwähnt, und ich bereite mich seit Tagen innerlich darauf vor, ihn an diesem Tag am Telefon zu überraschen. In der Mittagspause zwischen zwei Seminaren stehe ich vor der Filmhochschule. Der Herbstwind weht eiskalt, aber ich bin dennoch rausgegangen. Ich will nicht, dass meine Kommilitonen das Gespräch mithören und suche einen geschützten Platz. Also setze ich mich ins Auto – trotz laufender Heizung schlottere ich am ganzen Körper – und wähle aufgeregt seine Nummer. Zuerst höre ich nur ein Knacken, dann das Freizeichen. Es tutet im Takt meines pochenden Herzens. »Tief durchatmen, Franziska!«, ist mein Mantra für die nächsten Minuten. Mehrmals höre ich das Freizeichen, ich möchte eigentlich lieber sofort die rote Taste drücken und mich mit »er ist eben nicht rangegangen« aus der Situation stehlen.

Da hebt er ab. Ich höre nur tosendes Geknatter, durch das Wortfetzen dringen. Ist das überhaupt Jayakrishnan? Habe ich mich verwählt? Aus meinem Handy schreit es auf

Englisch »Hallo?! Wer ist da?«. So viel kann ich zwischen dem Knacken und Brausen noch verstehen.

Ich atme tief durch und sage: »Hallo, hier ist Franziska, alles Gute zum Geburtstag. Ich dachte, du freust dich vielleicht, wenn ich dich anrufe.«

»Oh, hallo«, antwortet er, »ich bin gerade im Bus. Ich kann dich nicht richtig hören, es ist so laut hier, ich melde mich gleich bei dir! Bis dann!«

Bevor ich auch nur die Gelegenheit habe, noch ein Wort zu sagen, hat er schon aufgelegt. Ich sitze in meinem Auto, die Heizung bläst auf die Windschutzscheibe, und ich wundere mich, wie schnell unser erstes Gespräch vorbei war. Eigentlich habe ich Jayakrishnan gar nicht richtig gehört, nur Satzketten durch den Lärm. Ich stelle ihn mir vor, am offenen Fenster eines klapprigen alten Busses, der eine Bergstraße hinaufkriecht, eingeklemmt zwischen der Scheibe und einem mageren weißhaarigen Mann. Die Zähne des Mannes sind ganz rot, weil er Betelnüsse kaut, die er unaufhörlich über Jays Schoß hinweg aus dem Fenster spuckt.

Ich sehe auf die Uhr. Mir bleiben noch zehn Minuten, bis das nächste Seminar anfängt. Ich fixiere das Display meines Handys und will nur eines: dass die Meldung *Jayakrishnan ruft an* aufblinkt. Es klingelt. Ich hebe ab und höre wieder nur tiefes Brausen.

»Hallo, hallo Jayakrishnan, bist du es?«

»Ja, ich bin im Bus, und ich habe sehr schlechten Empfang. Ich bin auf ...« Die letzten Worte des Satzes

verschwinden in Rauschen.

Ich nehme erneut meinen Mut zusammen und rufe ins Telefon: »Alles Gute!«

»Danke, aber ich kann gerade schlecht sprechen, ich bin auf dem Weg zur Hochzeit eines Freundes«, dringt zu mir durch. »In acht Stunden bin ich in Calicut, dann melde ich mich bei dir!«

»Okay, ja! Hallo, Jayakrishnan?«

Das Gespräch bricht ab und mündet in Stille. Keine Verbindung. Ich werfe einen kurzen Blick auf die kleine Digitaluhr über dem Autoradio: In acht Stunden ist es bei mir 21 Uhr. Und in genau sechs Minuten ist meine Mittagspause vorbei. Schnell stopfe ich den letzten Bissen meiner Semmel in den Mund und knalle wenige Sekunden später die Autotür hinter mir zu. Als ich in den Seminarraum komme, ist er schon bis auf den letzten Platz voll. Nur ganz vorne ergattere ich noch einen Stuhl. Meine Kommilitonen blicken den Professor erwartungsvoll an. Wie viele Kilometer werden wohl zwischen München und Calicut liegen? Während ich meinen Gedanken nachhänge, zieht das Seminar über »Zeit im Film« zäh an mir vorbei. Meine Mitstudenten diskutieren, wie man die Vergänglichkeit des Seins darstellen kann, und über die Leinwand des Seminarraums flimmern verschiedene Filmausschnitte. Blätter, die langsam vom Wind verweht werden, Schneefelder, an deren Horizont ein Hase hoppelt. Der Professor findet offenbar großen Gefallen an diesen minutenlangen Einstellungen.